Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 7

Artikel: Adolf Vögtlin : zu seinem 65. Geburtstag
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666979

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Adolf Vögtlin.

Zu seinem 65. Geburtstag.

Am 25. Februar ist Adolf Vögtlin 65 Jahre alt geworden. Da stellt sich auch der „häusliche Herd" bei den Gratulanten ein und verleiht seinen schönsten Wünschen Ausdruck. Möge es unserm Redaktor vergönnt sein, noch eine Reihe von Jahren in unternehmungslustiger Rüstigkeit seines Amtes zu walten, zum Wohl und zur Freude der großen Schar von Lesern und Freunden, die immer dankbar zu unserer volkstümlichen Familienzeitschrift gegriffen haben. Adolf Vögtlin ist aufs engste mit ihr verbunden. Seit dem Übergang Fritz Martis an die „Neue Zürcher Zeitung", seit dem November 1899, betreute der Dichter unsere Blätter, die unter dem Patronate der Zürcher Pestalozzigesellschaft standen. Ganz im Sinn und Geist dieser gemeinnützigen Vereinigung ist unsere illustrierte Monatsschrift weitergeführt worden, und Adolf Vögtlin hat es verstanden, zum einfachen Mann aus dem Volke, zur Hausfrau, zu den Familien zu sprechen und ihnen zu geben, was sie nach des Tages Mühe gerne genossen: gute Novellen, die zum Nachdenken aufforderten, schlichte Sprüche und Gedichte, populäre Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten, und dabei ging sein Absehen stets darauf, wenn immer möglich schweizerische Autoren zum Worte kommen zu lassen. Das ist für unser Schrifttum, das so oft der Ausländerei verfiel, wertvoll. So haben denn auch je und je einheimische Autoren gerne dem „häuslichen Herd" ihre neuesten Schöpfungen zur ersten Veröffentlichung übergeben. Doch daneben wurden auch die guten neueren und ältern deutschen Erzähler gerne herbeigezogen, und dazu trat die sorgfältige Auswahl künst-

lerisch wertvoller Bilder, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn unsere Zeitschrift auf eine stattliche Höhe gestiegen ist.

Ein Geburtstag lädt immer ein, Rückschau zu halten in die vergangenen Tage. So wollen wir uns denn in kurzen Zügen das Leben Adolf Vögtlins vergegenwärtigen. Es war kein müheloser Aufstieg, sondern ein Ringen, und ein reich gerüttelt Maß von Arbeit war in seinem Geleite. Eine Skizze berichtet uns:

Adolf Vögtlins Wiege stand im Prophetenstädtchen Brugg. Der Geschwisterkreis schloß sich nach und nach zur „heiligen Sieben", Adolf war das zweitjüngste Kind des Bäckers Vögtlin. Daneben war der Vater noch Wirt, und so kam es, daß er und seine Frau samt den sieben Kindern stets alle Hände voll zu tun hatten. Er war ein Mann, der strenge auf seine eigene und der Angehörigen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe hielt. Seine Redlichkeit bewog viele, sich bei ihm Rat zu holen, ehe sie zu einem Advokaten liefen oder gar den Richter sprechen ließen. Die Mutter war eine gute Frau und suchte die Kinderschar mehr mit Liebe als mit Strenge zu erziehen, währenddem der Vater dagegen hie und da zu ganz energischen Strafen schritt. Mit 14 Jahren verlor die Familie den Vater, und Adolf trat vorzeitig aus der Sekundarschule, wozu verschiedene Umstände beitrugen. Nun kam er zu seinem Bruder, der Seidenfärber war, in die Lehre, wo er ein Jahr verblieb. Dann stieß er auf dem Gymnasium Aarau wieder mit seinen frühern Klassengenossen zusammen. Im Jahre 1881 verließ er jenes mit dem Reifezeugnis in der Tasche, ging nach Genf zur Weiterbildung in der französischen Sprache, trieb Philologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Nach zwei Semestern siedelte Vögtlin nach England über, wo er in anderthalb Jahren in einer Privatschule so viel verdiente, daß er die Studien in Basel fortsetzen konnte. Jakob Burckhardt, Volkelt und andere waren seine Lehrer. Unter Beihilfe seiner ältern Schwester Sophie, die in Baden den Gasthof „zum Engel" führte, konnte er in Straßburg unter Martin, ten Brink und Gröber die Studien beendigen. Hier erwarb er auch 1886 den Doktorhut. Im Frühling des gleichen Jahres erhielt er eine Lehrstelle an der Bezirksschule in Baden, wurde im folgenden Frühling an die untere Realschule in Basel berufen und später an die obere, unter Kinkelin. Hernach folgte er einem Ruf ans staatliche Lehrerseminar in Küsnacht. Nach drei Jahren zog er nach Zürich und übernahm am obern Gymnasium eine halbe Lehrstelle als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Letzten Herbst trat er vom Lehramt zurück und lebt nun neben der Redaktion unserer Zeitschrift und des kaufmännischen Wochenblattes „Merkur" der Vollendung seines dichterischen Werkes.

Eben schickt sich der rührige Berner Verlag Bircher an, eine einheitliche Gesamtausgabe seiner Bücher zu veranstalten. Wir benützen die Gelegenheit, heute schon auf zwei charakteristische, demnächst in Neuauflagen erscheinende Romane hinzuweisen, mit denen Vögtlin seinem Namen in der schweizerischen und deutschen Literatur einen guten Klang geschaffen hat. Es ist sein erstaunlich reifes und packendes Frühwerk: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen, und: Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale, neuerdings einfach Manesse geheißen.

Adolf Vögtlin hat seinen verheißungsvollen Erstling Conrad Ferdinand Meyer zugeeignet. Meyer hat sich auch des Werkes angenommen und es an seinen Verleger H. Haessel empfohlen. Wir wundern uns nicht. Es mußte ihn aus verschiedenen Gründen anziehen, vorab wohl wegen des aufrechten, kämpferischen protestantischen Geistes, der uns aus jeder Zeile entgegenweht. Die bewegten Zeiten des 17. Jahrhunderts, da ein Jürg Jenatsch seinem Bündner Vaterland diente, waren Meyer wie wenigen vertraut, und nicht weniger mußte ihn die ganze geistige und künstlerische Einstellung des jungen Dichters seinem kulturhistorischen Stoff gegenüber ansprechen. Wir erleben im „Meister Hansjakob" wohl ein Stück Vergangenheit; aber es ist nicht jene historische Malerei, die dem interessanten Vorwurfe ausgeliefert ist und sich in eine Menge überlieferter Details verliert, es ist nicht jener übertriebene Historismus, wie er eine Zeit lang Mode war und der darauf ausging, bestimmte, denkwürdige Ereignisse dichterisch aufzuputzen; es handelt sich hier um ein Abbild einer Zeit, in die der Dichter sein eigenes Ich stark hineinstellt und Probleme hineinträgt, die ihn selber auf der Seele brennen. Dieses Erlebte spürt der Leser sofort heraus, er ist auch versucht anzunehmen, daß der Künstler Hansjakob in mancher Hinsicht Züge des Dichters mitbekommen hat. Der kurze biographische Abriß zeigt, daß Vögtlin

durch seine Herkunft mehr als ein anderer mit seinem heimatlichen Motive verwachsen ist. Wer je einmal Wettingen besucht hat, erinnert sich nicht nur der wundervollen Leuchtkraft der Glasscheiben, das prächtige Chorgestühl mit den phantasiereichen Schnitzereien entzückt auf den ersten Blick. Da ist es ganz natürlich, daß wir nach dem Urheber fragen, und wenn uns die Geschichte wenig darüber zu berichten weiß, bringt es die Kraft des Dichters fertig, mit seinem Einfühlungsvermögen sich in die Zeit und Umgebung, in das ganze klösterliche Milieu einzuleben, daß der aufmerksame Betrachter unwillkürlich sagt: Ja, so kann es, so muß es gewesen sein! War das eine Zeit! Und man bekommt einen rechten Zorn auf den allgewaltigen Abt Petrus, der die reizende Äbtissin von Frauental in seine Kreise zu zwingen suchte, der selbst unerlaubte Mittel nicht scheute, seinem Kloster zur Blüte zu verhelfen. Um so tiefer und beglückter atmen wir auf, wenn wir sehen, wie zuletzt doch die Liebe des liebenswerten Künstlers und Schnitzers triumphiert und mit allen Listen und Ränken des Abtes Meister wird.

Es gibt nicht manche historische Erzählung in der Schweizerliteratur, die mit solchem Feinsinn eine bestimmte Kulturepoche malte und zugleich das allgemein Menschliche so schön und ergreifend in den Vordergrund rückte. Die Neuausgabe dieser künstlerisch wohlabgewogenen Novelle sei allen Lesern unserer Zeitschrift aufs angelegentlichste empfohlen!

Und nun Manesse! Eine fesselnde Abenteurergeschichte. Das Wertvolle dieses auf- und niederwogenden Romanes sehe ich mit darin, daß alle Schicksale, so bunt sie durcheinandergewürfelt sind, wirklich aus dem Leben herauswachsen. So kraus, so originell und doch mit jeder Zeile in der Alltäglichkeit verwurzelt, könnte auch die üppigste Phantasie nicht ihre Blüten treiben. Ein Beweis mehr, daß die Schicksale der Menschen in ihren raschen und sprunghaften Wechselfällen der wahrste Spiegel alles irdischen Geschehens sind. Man spürt es dem Buche an, daß ein Ringer und Kämpfer um die realen und ideellen Güter der Welt das Gerippe dieser Geschichte bildet. Adolf Vögtlin erklärt einleitend, daß der Erzählung ausführliche Tagebücher ihres Helden zugrunde liegen. „Sie schienen mir in ihren Einzelheiten menschlich so bedeutsam zu sein, daß ich mir vornahm, mehr nur umzuschreiben, ordnend auszuscheiden und zusammenzuziehen, als zu verarbeiten und umzugestalten, dankbar dem freundlichen Geschick, das sie mir in die Hände gespielt hat." Wir begleiten das Werden und Wachsen eines verschupften Findelkindes. Ohne je erfahren zu haben, was treu besorgte Mutterliebe ist und tut, findet es sich lange nicht zurecht und geht auch noch in die Irre, da andere schon längst feste Ziele ins Auge gefaßt haben. Ein unsteter Wandertrieb läßt Manesse nie recht zur Ruhe kommen; es gelingt ihm nicht, irgendwo seßhaft zu werden, und wer weiß, wie es käme, wenn die Liebe zu Agathe, der Tochter seines schusternden Pflegevaters Berlinger, ihn nicht immer wieder aufrüttelte und auf den rechten Wege wiese. Manesses Abenteuer sind die erschütternde Odyssee eines rastlosen Suchers aus den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Wir sehen ihn als tatendurstigen Neapolitaner gegen Garibaldi ausziehen, als französischen Fremdenlegionär in Nordafrika, auf einer an Entbehrungen reichen Wanderschaft durch Österreich, Rumänien, Südrußland, in furchtbaren Stürmen auf dem Schwarzen Meer, wir erleben eine kühne Fahrt ins mexikanische Land. In unzähligen Berufen ist Manesse tätig, als Schuster, als Bureaugehilfe, als Färber und Soldat, als Bierbrauer und Irrenwärter, zuletzt findet er sich als Erzieher, als Leiter des Alexanderstiftes, einer Anstalt für Waisenkinder in Petersburg. Was er aus den Büchern nicht gelernt hat, hat er am Ende seiner Irrfahrten erkannt: „Es ist ein verhängnisvoller Wahn, wenn unsere modernen Dichter und Philosophen behaupten, das Leben erziehe den Menschen. Das Leben ist grausam, rücksichtslos und kümmert sich nicht um den einzelnen. Die Guten sind es, die uns durch ihr Entgegenkommen den Glauben an uns selbst, das Gefühl unserer Würde geben und damit die besten Kräfte in uns wecken; und die Starken sind es, die uns zwingen, den richtigen Gebrauch davon zu machen." Ein guter, optimistischer Geist hat in diesem Buche die Oberhand! Wer einmal in den Aufregungen seines Berufes, im Strudel der täglichen Pflichten und Sorgen den Mut verloren hat, greife zu Manesse, und es wird ihm leichter werden. Er wird irgendwie sich selber darin erkennen und von neuem freudig Anker werfen in der Gegenwart und im wogenden Meere der innern und äußeren Nähe.

Vögtlin hat uns das Leben eines ihm bekannten Mannes geschildert. Doch auch er selber steckt in diesem Manesse, und wohl da am meisten, wo der Lehrer seine Schwingen hebt und die schönen Aufgaben der Erziehung erkennt. Irgendwo werden wir an Parzival erinnert. Ein Parzival-Schicksal ist auch Manesses Leben. Es liefert uns den schönsten Beweis für Hebbels Spruchweisheit:

Auch noch aus der Hölle Tiefen
Führt ein Weg zurück zum Reinen.

Ernst Eschmann.

Auferstehung.

Das ist die Segensstunde,
Da Leben sonnwärts dringt
Und schimmernd in der Runde
Schon Knosp' um Knospe springt.

Am Hang ein duftend Sprießen,
Ein holder blauer Schein:
Sieh, Veilchenbächlein fließen
Ins lichte Gras hinein.

Die Vöglein selig singen
Auf schwankem grünem Ast —
Mir ist, als müßt' zerspringen
Die kleine Kehle fast.

Und solltest du nichts spüren
Von dieser Gotteskraft?
O laß von ihr dich führen,
Die Weg und Wunder schafft!

Elisabeth Luz.

Auch ein Weg nach Emmaus.

Eine Ostererzählung von J. G. Birnstiel.

Der alte Peter M. hatte nach geduldig getragenem Leiden das Zeitliche gesegnet. Die endgültige Verteilung des Nachlasses war aber nach der Beerdigung noch auf Monate hinausgeschoben worden, weil der einzige Sohn Konrad grad in der Zeit, da es im Sterbekämmerlein des Vaters still geworden, auf Reisen war und nach seiner Gewohnheit nichts von sich hatte hören lassen. Konrads beide Schwestern — nämlich die, die mit rührender Treue den krebskranken Vater verpflegt hatte und jetzt allein im Sterbehause wohnte, und die andere, die mit ihrem Manne in einiger Entfernung, aber im gleichen Dorfe weilte — taten überhaupt nicht eilig in der Sache, im Gegensatz zu vielen Erben, die, wo es ans Teilen geht, ein möglichst rasches Tempo lieben. Es lag, wie sich die Leute in die Ohren raunten, ein störendes Etwas zwischen ihnen, und sie verkehrten nicht mehr als eben nötig.

Nun war, hart vor Karfreitag, der Bruder in der alten Heimat angekommen, und seine Anwesenheit wurde den nach Verstand und Gemüt sehr ungleichen Geschwistern zum heilsamen Zwang, zu gemeinsamen Vorkehrungen und Beratungen unterm Dach des Vaterhauses sich täglich zusammen zu finden.

Anfänglich schien es, als gälte es da, rein praktische Dinge, ohne Beiziehung des Gemütes, zu erledigen. Der Bruder war sich's so gewöhnt. Er gehörte zu den Geschäftlichen, die Gefühlsäußerungen für Luxus halten und nach Kräften unterdrücken. Überdies war er ja auch dem Haus und den Schwestern fast ein wenig fremd geworden. Diese aber nahmen sich bei dem Verteilungsgeschäfte erst recht zusammen, da keine in den Augen der anderen und in denen des Bruders schwach erscheinen wollte.

So mieden sie halt die Herztöne und das ausdrückliche Reden vom heimgegangenen Vater. O unheilige Einfalt! Als ob nicht dafür er selber mit umso größerem Ernst das Wort ergreifen und zu den Herzen reden könnte. Jawohl — er tat es!

Was ging da nicht alles durch die sichtenden und ordnenden Hände der Geschwister: Jetzt ein Stück Gewand, das der Verblichene in guten Jahren getragen hatte und das vom unermüdlichen Schaffen eines Mannes erzählte, der nach der Gattin frühem Tod ein gefährdetes Familienschiff allein über Wasser gehalten hatte. Jetzt ein Werkzeug, das er im Schweiß des Angesichts in Garten und Feld gebraucht. Dann ein Buch, über dem er jeweils am Sonntag in Andacht gesessen. Nun seine kostbare Uhr, ein Erbstück vom Großvater her, und das einzige Schmuckzeug, das mit mattem Goldglanz vom Sonnenschein verrauschter Sonn- und Festtage zu plaudern wußte. Endlich — nach der Menge hier nicht aufzuzählender Sachen — ein paar Reliquien vom langen Krankenlager, gleichsam die Nägel vom Kreuz, das er seinem Erlöser unter